

BEGEGNUNG und GESPRÄCH

OEKUMENISCHE BEITRÄGE ZU ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

Ausgabe 9

März 1971



Lebensäußerungen von Kindern und Jugendlichen als eine echte Bedarfsnotigung zu Wort meldet. Tut er das, dann merkt er in diesen Jahren, daß die buntgefärbte Protestwelle junger Menschen letzten Endes der Ausdruck des Aufbegehrens gegenüber ihrer Vereinnahmung als reibungslos funktionierende Leistungsmenschen durch eine Wohlstandsgesellschaft ist, die sich nur sehr ungern in Frage stellen läßt.

In gewisser Weise kann man auch den heute grassierenden Rauschmittelgenuß Jugendlicher als einen Protest gegen die Herabwürdigung des Menschen zur Leistungsmaschine verstehen und in ihm zugleich den Versuch sehen, dadurch einen Bereich der inneren Erfahrung aufzuschließen. Sicher stehen beim gewöhnlichen Rauschmittelgenuß viele andere Motive im Vordergrund: Neugierde und Langeweile; Nachahmungstrieb und Neigung zum Verbotenen; Isolation durch Versagen in Schule und Betrieb und Anerkennung gewinnen durch modekonformes Verhalten; Lebensbedrohung durch Konfliktsituationen und Sehnsucht nach einer problemlosen Lebensführung.

Merkwürdig (insbesondere für das berufliche Selbstverständnis des Lehrers) ist es aber, daß eine Anzahl Jugendlicher ihren Rauschmittelgenuß damit begründen, daß sie in ihm einen Weg nach Innen, zu sich selbst, zu ihrem „eigentlichen“ Ich fänden. Auf die Frage nach dem Sinn ihres Tuns werden folgende Antworten gegeben: „Steigerung des Bewußtseins durch das Aufbrechen schlummernder Energien“; „Vertiefte Selbsterkenntnis“; „Erfahrungen totaler Glückseligkeit“; „Überschreiten der eigenen Grenzen“; „Gewinnung einer höheren Welt durch die Erkenntnis des Wesens der Dinge und des Ichs“.

Es ist von uns nüchtern zur Kenntnis zu nehmen, daß eine hochtechnisierte Wohlstandsgesellschaft, die der äußeren Eroberung der Welt und der Beherrschung des Menschen als eines Funktionsträgers dient, dabei aber die Pflege des menschlichen Selbst, seines Geistes und seines Glaubens vernachlässigt – daß gerade in dieser Gesellschaft das Menschliche revoltiert. Mit Naturnotwendigkeit liegt im Menschen das Verlangen nach einer sinnvollen Erfüllung des Selbst, die Sehnsucht, über sich hinauszukommen, die Lust, neue Möglichkeiten in sich zu entdecken, und der Drang, die sichtbaren Dinge der Welt nicht nur nach ihrem Nützlichkeitswert, sondern auch ihrem verborgenen Wesen gemäß zu erleben. Das Ich auszuloten, in der Begegnung mit der Welt gesteigerte Erlebnisse zu erfahren – das gehört zu den besten Bedürfnissen des Menschen.

Ist der Rauschmittelgenuß ein geeigneter Weg, um der Tiefendimension des Lebens näher zu kommen? Der französische Dichter Baudelaire, selbst Rauschmittelgenießer und zugleich kritischer Beobachter, führt als den entscheidenden Grund gegen den Rausch die erschlichene Gottähnlichkeit des Menschen an, der sich aus eigener Kraft das „Paradies“

WEGE NACH INNEN

Die Schule der unmittelbaren Zukunft wird die Leistungsschule sein; das ist – da die Schule ein Funktionsinstrument der Gesellschaft ist – durch den gegenwärtigen Charakter dieser Gesellschaft sachbestimmt. Wenn wir im intellektuellen und technischen Bereich nicht mehr als bisher leisten, werden wir als Ganzes wenig Überlebenschancen haben.

Der Lehrer ist ein Beauftragter dieses gesellschaftlichen Willens – aber er ist in seinem Selbstverständnis noch mehr als das: er versteht sich auch als Anwalt des Heranwachsenden in dessen Selbstwertungsprozeß. Er hat diesen Vorgang offenzuhalten in bezug auf möglichst vielseitige Wirklichkeitserfahrungen gegenüber der einseitigen Beschlagnehmung durch die wissenschaftlich-technische Betrachtungsweise des Lebens. Denn diese ist nur eine Komponente der Erfahrungsmöglichkeiten von Welt und Ich – in Spannung zu ihr steht der „Weg nach Innen“ als einer anderen Erfahrungsgegebenheit von Leben.

Ebenso sorgsam wie der Lehrer den Finger an den Puls der sich rasch wandelnden gesellschaftlichen Bedürfnisse zu legen hat, muß er als Anwalt Heranwachsender darauf achten, was sich in den sich ebenfalls rasch verändernden

erschleichen will. Im Rausch glaubt der Mensch im eigenen, entfesselten Ich eine unerschöpfliche Quelle dionysischen Lebens aufgebrochen zu haben. Der Traum der Gottähnlichkeit aber zerplatzt wie eine Seifenblase, wenn die endlichen psycho-physischen Kräfte verbraucht sind und die Ernüchterung unvermeidlich ist. Der Rausch in seiner Vollform ist Pseudo-Religion; das Ich gewinnt keine bleibende Innen-dimension eines wachen, tätigen Bewußtseins.

Die Aufgabe aber, in der Begegnung mit der Welt einen Sinn zu finden, die Innenwelt nach noch verborgenen Möglichkeiten des Existierens aufzusuchen – diese Aufgabe bleibt dem Menschen gestellt. Sie bleibt deshalb eine spezifisch menschliche Aufgabe, weil von der Schöpfung her mehr in die Welt hineingelegt ist, als in den Maschen unseres wissenschaftlichen Begriffsnetzes hängenbleibt, und weil im Geschöpf mehr Möglichkeiten investiert sind als in unserem rationalen Daseinsverständnis zum Ausdruck kommen können.

Die höchste Vollkommenheit des Menschen besteht nicht in seiner bewundernswerten wissenschaftlichen Erkenntnis und seiner nicht zu verachtenden Alltagsangepaßtheit, sondern nach einem Wort von Kierkegaard „Gottes zu bedürfen“. Das heißt aber hier, Anteil zu haben an einer Lebenskraft, die sich in Schöpfung und Geschöpf stärker hintergründig als vordergründig auswirkt.

Von einer solchen tieferen Erkenntnis aus können Entdeckungsfahrten nach draußen und drinnen unternommen werden:

erfahren, daß die Welt reicher, vielfältiger und rätselhafter ist, als wir, die wir unter dem verengenden Druck der gegenwärtigen Leistungsbewältigung stehen, normalerweise meinen;

erleben, daß unser Ich vielgestaltiger, hoffnungsträchtiger und unberechenbarer ist, als wir Abgehetzten und oftmals Getriebenen normalerweise annehmen.

Wo erkannt wird, daß es Gott ist, der in unserer Begegnung mit der Welt und mit dem eigenen Ich seine Hand mit im Spiel hat, da kann es weder eine Flucht in die Leistung noch in den Rausch geben, sondern allein das ernsthafte Bedachtsein auf eine offene, stets überraschende Begegnung mit Welt und Ich.

Die Dimensionen des Lebens wirklichkeitsnäher in diesem Sinne zu erfassen – dazu bietet sich die Meditation in ihren verschiedenen Ausformungen als ein seit langem erprobter Weg an.

Ernst Müller

Wir sind wie Feuer,
das im dürrn Ast oder Kiesel schläft,
und ringen und suchen in jedem Moment
das Ende der engen Gefangenschaft.
(Hölderlin, Hyperion)

ARZT, HEILE DICH SELBST!

oder:

ÜBER MEDITATION

Meditation droht Mode zu werden. Trotzdem ist sie gut! Überdies werden nicht alle durchhalten. Denn wer hat schon Zeit oder die Ausdauer, sich regelmäßig geistig anzustrengen – gratis – nur um der Wahrheit willen? Die ein vertieftes und befreites Menschsein suchen, lassen sich immer noch zählen, es sind nicht viele.

Aber es gibt solche und noch einige mehr, die, wenn sie wüßten, um was es geht, aufhören und, auf den Weg gebracht, ihn gewiß laufen würden. Diese möchten wir anregen. Wir beginnen ganz elementar,

indem wir den Wortsinn von Meditation erschließen. Denn um recht zu meditieren, sollte man verstehen, was man tut.

Meist wird Meditation mit Betrachtung verdeutscht. Betrachtung ist ein stimmungsvolles Wort, gibt aber nicht treffend den Sinn von Meditation wieder. Ein betrachtender Mensch muß noch kein meditierender sein. Sieh die Lilien des Feldes (Mt 6, 28) vergegenwärtigen, sie betrachten, wie sie wachsen und schön sind, besinnlich darüber nachdenken, daß Wachstum und Schönheit Gott gibt, und schließen: so und ähnlich sorgt Gott auch für den Menschen – für mich, mag wohl eine gelungene und vielleicht auch nützliche Betrachtung gewesen sein, ist aber noch keine Meditation.

In dem lateinischen „meditatio“ stecken zwei Wörter, die getrennt nebeneinander gestellt, deutlicher zeigen, was Meditation meint: medium und ire, Mitte und gehen. Meditation und meditieren haben etwas zu tun mit „in die Mitte gehen“ – „ins Zentrum vorstoßen“.

Von wo der Vorstoß ausgeht und welche Mitte erreicht werden soll, bleibt zunächst offen. Der Vorgang kann – vom Meditierenden aus – aktiv verstanden werden: Ich gehe etwas an, wiederholt, unablässig, bis ich in seiner Mitte bin. Oder: Ich versuche beharrlich, den Kern, das Zentrale einer Sache zu erfassen.

Der Meditationsvorgang läßt sich aber auch passiv verstehen: Ich lasse mich angehen, lasse etwas herein – bis in meine eigenste Mitte. Oder: Ich lasse mich bis ins Zentrum, bis in mein Innerstes hinein von etwas (be-)treffen.

In der Meditation geschieht beides.

Der Meditierende schreitet intensiv in die Mitte eines anderen hinein. Zugleich läßt er die Mitte des anderen auf sich einwirken – nicht bloß auf seine Anschauung und Gedanken, nicht nur auf Einsicht und Entscheidung –, tiefer. Das andere Zentral-Wesentliche soll den Meditierenden in seinem eigenen Sein zentral treffen und betroffen machen.

Es verhält sich wie mit den Brennpunkten einer Ellipse, die, sich einander nähernd, schließlich in einem Punkt zusammenfallen, dem Mittelpunkt des aus der Ellipse zurückgebildeten Kreises.



Derartiges geht also in der Meditation vor sich. Meditierend dringt der Mensch in das Wesentliche eines anderen so ein, daß er mit ihm in gewissem Sinn eins wird und daß jetzt auch für ihn gilt, was für das Wesen des anderen gilt.

Wenn ich die Lilien des Feldes nicht nur betrachte, sondern „meditiere“, mich in sie hineinsetze und sie in mich, dann resultiert eine Identifizierung: Ich selbst beginne die Lilien des Feldes zu werden – ich wachse – ich lebe – mir gilt das Wort: Für mich sorgt Gott ...

Inhalt

Ernst Müller: Wege nach innen

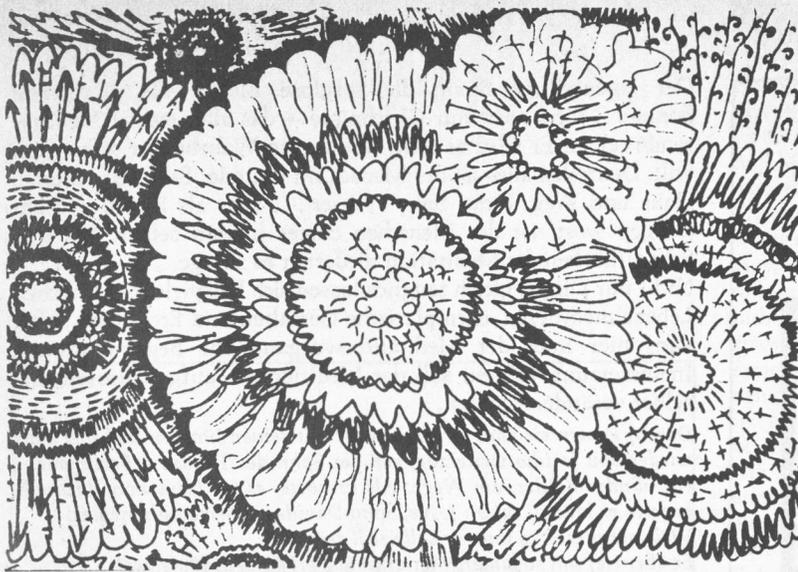
Hermann Heyer: Arzt, heile dich selbst

R. E. Skonietzki: Mensch und Muse

Lebenslänglich lernen ...

Siegfried Großmann:
Kontemplation in der Schule

B. Karcher: Grafiken



Meditation ist also kein bloßes Zur-Sache-Kommen und auch kein nacktes sich selbst Finden. Es ist beides in einem. Im Wesentlichen eines anderen kommt der Meditierende wesentlich zu sich selbst. Sich sammelnd erfährt er in der Mitte eines anderen seine eigene Mitte. Meditation ist ein Vorgang des Sichbegegnens und Verschmelzens. Er bringt den Menschen mit Hilfe eines anderen

zu seinem Eigentlichen, zu seiner „Wahrheit“, von welcher die Weisen sagen, daß sie immer schon im Menschen sei, aber befreit werden müsse, damit sie ihn befreien kann. Meditieren wird darum ganz von selbst zu Diagnose und Therapie. Wer meditiert, „entdeckt“ und verändert heilsam sich selbst und seine Zukunft. Im Vollzug der Meditation gerät der Mensch unausweichlich vor die Frage, wer er sei, wie echt oder unecht, wie tief oder flach, wie stark, wie schwach, wie zuversichtlich, wie verzagt . . . Er wird herausgerufen aus der Selbstentfremdung, von Zufälligkeiten und Verstrickungen gelöst und in sein Eigenstes gebracht, um fortan aus ihm zu existieren.

Seid vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist. Er heißt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute (Mt 5, 48. 45).

Das ist ein Meditationstext. Er fordert den Hörer auf und hilft ihm, sein wahres Selbst zu erkennen und aus ihm zu leben. Das wahre Selbst des Menschen heißt — im Bild des Textes gesprochen —: Sonne —, du selbst bist Sonne! Selbst von Gott läßt sich nichts Treffenderes aussagen, als daß er seine Sonne aufgehen heißt . . ., hinter dem Bild der Sonne, vielleicht sogar in der Sonne IST er es selbst . . . Das ist Gott: aufgehende Sonne! — Das bist zutiefst auch du!

Der Meditierende wird versuchen, aus der Anschauung zu erfahren, was die Sonne denn eigentlich tut, um Sonne zu sein. Sie strahlt!

Nichts kann sie daran hindern. Nichts beirrt sie darin. Es ist ihr Wesen zu strahlen, zu erhellen, zu wärmen, sich zu verschenken. Sie kann nicht anders. Anders wäre sie nicht mehr Sonne.

Meditierend läßt man das auf sich zukommen — die Sonne, die unaufhörlich strahlt —, läßt es herein — nimmt es in seine innerste Mitte — findet, daß Menschsein im Grunde genau das meint: Sonne sein! Anders ist man nicht Mensch, nur ein Schatten seiner selbst . . .

Schatten meiner selbst — auch das ist Erfahrung! Wie sieht denn mein tägliches Aufgehen aus? (Diagnose): Ein Kummer — und mein Gesicht wird fahl. Ein Mißerfolg — und ich sinke zusammen. Eine Enttäuschung — und ich bin wie gelähmt. Ein Schaden — und ich werde böse. Sonne — bin ich nicht . . .

Schatten meiner selbst oder Sonne aus mir selbst — warum Schatten, warum nicht Sonne? (Therapie): Was immer mir widerfährt, was mich auch trifft: Ich arbeite weiter, vertraue trotzdem, liebe noch mehr . . .

Denn ich bin in Wahrheit Sonne — wie sie: letztlich unerreichbar, unverletzlich, lebendig und unversieglich.

Was also lasse ich mir das Gesetz des Handelns stets von anderen aufdrängen?

Aus welchem einsichtigem Grund sollte ich aufhören, gut zu sein, oder müßte ich gar Gleiches mit Gleichem vergelten, Böses mit Bösem beantworten?

Welche Notwendigkeit zwingt mich denn, mich mit Wolken der Trübsal, mit Nebeln des Gekränktheits zudecken zu lassen, statt zu sein, der ich bin: Sonne! — alles Gewölk durchstrahlend . . .

Je eindringender der Meditierende dem Eigentlichen von „Sonne“ begegnet, je gesammelter er es an sich heran und in sich hineinläßt, um so gewisser wird er erfahren, daß sein eigenes Wesen in Wahrheit nicht anders ist als sonnenhaft. Er wird es nicht nur erfahren im Sinne von erkennen. Vielmehr: Indem er die Wahrheit seines Wesens erfährt, wirkt es auch schon — als Sonne.

Daß auch Gott so ist, er ursprünglich, wird die eigene Erfahrung nur beflügeln.

Meditation ist kein freischwebender Vorgang. Wenn sie richtig als konzentrierte Begegnung verstanden ist, wird man sie nicht ohne eine geeignete Meditationsvorlage beginnen.

Der Raw fragte einst seinen Sohn: Womit betest du? Der Sohn verstand den Sinn der Frage: auf welche Betrachtung er sein Gebet gründe. Er antwortete: Mit dem Spruch: Jeglicher Hochwuchs, vor dir neige er sich. Dann fragte er den Vater: Und womit betest du? Er sprach: Mit der Diele und mit der Bank.

(M. Buber, Die Erzählungen der Chassidim, Zürich 1949, S. 418)

Es ist anspruchsloser, mit der Diele und mit der Bank zu meditieren als mit einem Schrifttext, aber es ist vielleicht wirksamer. Eitelkeit führt hier zu nichts. Die einfachsten Dinge sind fürs erste die besten. Die Sonne, der Regen, ein Stein, eine Blume, Wasser, Feuer, die Werkzeuge und Stoffe der täglichen Arbeit, sie alle haben die Kraft, das Verschüttete im Menschen freizulegen und zu heilen, mehr als ein Weisheitswort, das immer erst am Ende einer langen Erfahrung stehen und nur von dem verstanden werden kann, der selber die gleiche Erfahrung machte. Der Meditierende muß sich mit dem Begegnenden identifizieren können. Daraus schöpft die Meditation ihre ganze Kraft. Es wird um so leichter, je alltäglicher und bekannter das Begegnende ist, je anschaulicher und kompakter es daliegt.

Man lege sich einen Stein her (die konzentrierte deutliche Vorstellung genügt, ihn sehen und anfassen, wägen und abtasten, das Arbeiten an ihm wäre besser) und überlasse sich dem Eigentlichen des Steins:

Geschlossen ruht er in sich selbst — widerwillig nur läßt er sich verrücken — trotziger widersteht er der Zertrümmerung . . . Stein sein — das heißt: fest sein.

Man suche das zu erfahren — auch bei sich selbst! . . .

Eine Meditation gleicht Bildern von Marc Chagall, auf denen der Leib des Spielers und seine Viola eins und dasselbe sind, wo der Hund vor der Hütte Hund und Hahn (Wachsamkeit!) in einem ist. Eins spielt im andern, eins ist das andere.



Der eigenwillige Stein, die sorglose Blume, die strahlende Sonne . . . sind nicht nur Gleichnisse – das alles ist der Meditierende selbst. Er wird es sein, wenn er in Wahrheit er selbst sein will. Denn das alles ist der Mensch im Grunde: Stern wie Blume, Haus und Weg, Licht, Salz, Wasser . . . Was als Bestes in allen Dingen west, ist des Menschen Bestes in ihm selber. Mit den Schachtkörben der Meditation fördert er es zutage.

Nicht nur Dinge, gleich tauglich lassen sich Beispiele menschlichen Lebens meditieren, exemplarische Gestalten und Ereignisse. Aber auch hier muß der Meditationsvorgang zur Begegnung und Ineinssetzung führen, soll der Meditierende aufgeschlossen und selber verändert werden.

Darauf kamen sie nach Jericho. Als er mit seinen Jüngern und viel Volk wieder von Jericho weiterzog, saß der Sohn des Timäus – Bartimäus –, ein blinder Bettler, am Wege. Als er hörte, es sei Jesus von Nazareth, begann er laut zu rufen: Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner! Viele verwiesen es ihm: er solle still sein.

Er aber rief um so lauter: Sohn Davids, erbarme dich meiner!

Da blieb Jesus stehen und sagte: Ruft ihn her!

Sie riefen den Blinden herbei, indem sie zu ihm sagten: Mut! Steh auf! Er ruft dich!

Da warf jener seinen Mantel ab, sprang auf und kam auf Jesus zu.

Jesus redete ihn an und sprach: Was willst du, daß ich dir tue?

Mein Herr, daß ich wieder sehen kann! sagte der Blinde

Da sprach Jesus zu ihm: Geh hin, dein Glaube hat dich geheilt!

Und augenblicklich konnte er wieder sehen und folgte ihm auf seinem Wege.

(Mk 10, 46–52. Nach O. Karrer, Neues Testament, München 1959)

Szenen dieser Art verführen leicht zu mitleidsgerührter und bewundernder Betrachtung. Ihre durchsichtige Klarheit und Konsequenz und der Anschein des historisch so Geschehenen laden uns ein, wie Zuschauer dabeizustehen und die Geschichte mitzuerleben. Damit geht sie für die Meditation verloren. Nehme ich dagegen die Szene meditierend auf, rückt mein Standort woanders hin. Es fühlt zwar jeder, auch der nur Betrachtende, daß die Mittelpunktsgestalt der Erzählung der Blinde ist. Aber erst für den Meditierenden wird er auch die Schlüsselfigur, der ich zu begegnen, mit der ich mich zu identifizieren habe, damit sie mich aufschließen und heilen kann.

Man konzentriere sich auf den Blinden – und verschmelze mit ihm! Man suche zu erfahren:

Ich bin es: der in vielfacher Finsternis Unwissende und nicht sehen Könnende . . .

Ich bin der Blinde, der, zugedeckt von allem Dunkel der Welt, trotzdem mit einer nicht niederzuhaltenden Gewalt ans Licht will . . .

Ich bin Bartimäus, der sich traut, wider alle Wahrscheinlichkeit zu hoffen . . .

Ich schreie: Herr, erbarme dich meiner! . . .

So meditierend habe ich Aussicht, wirklich sehender zu werden.

Schwierig sind Meditationen, die sich an abstrakten Größen orientieren. Sie verlieren sich leicht im Nebel. Furchtlosigkeit oder Liebe meditieren, ist nicht unmöglich, aber wenn der anschauliche Hintergrund fehlt, bleibt die Meditation saftlos, trocknet aus und bringt nichts hervor.

Demut kann mir nicht begegnen, wenn sie mir nicht in Gestalt des Demütigen gegenübersteht. Auf Wahrhaftigkeit warte ich umsonst, solange sie nicht in einem wahrhaftigen Menschen bildhaft wird. Nur was ich mir „einbilden“ kann, vermag ich auch darzustellen. Der bloße Gedanke – sei er noch so reich entfaltet – richtet nichts aus und nichts an. Die Meditation braucht das Bild.

Alle Bücher der Weisheit wußten darum. Deshalb werden sie nicht müde, Vergleiche und Bilder, Gleichnisse und Beispiele vorzustellen. Das richtige, aus weiser Erfahrung gewonnene Bild – und die in ihm geborgene Wirklichkeit – trifft den umherirrenden und suchenden Menschen in seinem Innersten; dort, wo alles noch so bildhaft: beisammen, einheitlich und heil ist, legt es frei und läßt es aufleuchten.

H. Heyer

MENSCH UND MUSE

Daß unser Wort „Schule“ vom lateinischen „schola“ herkommt ist allgemein bekannt. Weniger geläufig ist uns schon, daß das in etwa gleich lautende Wort im Griechischen (SCHOLE) – Muße bedeutet. Die Bezeichnung unserer Arbeitsstätten, die der Ausbildung, manchmal auch der Bildung dienen, wäre „Muße“. Mit anderen Worten: Schule heißt nicht „Schule“, sondern: Muße. Von hier aus begreifen wir vielleicht, daß Aristoteles im ersten Kapitel seiner Metaphysik die „Muße“ für ein Fundament der abendländischen Kultur hält – aber wir verzweifeln dann an unserm Wort „Schule“. Denn daß unser schulischer Alltag „Muße“ wäre (vom überfüllten Kindergarten bis zum numerus clausus der Universitäten, von den sich jagenden Lehr- und Bildungsplänen bis zu den nie abreißen Konferenzen der professionellen Pädagogen), ist zunächst purer Nonsense – wobei freilich gleich zu fragen wäre, ob der Unsinn bei unserem Schulbetrieb liegt – oder beim Begriff der „Muße“ selber. Denn, Hand aufs Herz, irgendwie werden wir ja beim bloßen, unreflektierten Hören des Wortes „Muße“ angenehm berührt. Es liegt darin etwas wie die Sehnsucht nach einem verlorenen Paradies, etwas ungemein Wertvolles. Aber vielleicht hat dieser Wert inzwischen soviel Patina abgesetzt, daß er zum Alt-Ehrwürdigen wurde und damit seinen zeitgemäßen Anspruch verlor und nun in einer Reihe steht mit Wörtern wie „Jungfräulichkeit“, „Keuschheit“ usw., also einer gewissen, rührenden Komik nicht entbehrt. Oder kann man umgekehrt sagen, daß der Mensch Muße haben muß, um Mensch zu bleiben bzw. zu werden und daß fernerhin die Schule und deren Lehrer der Muße Raum geben sollten?

Aber wie ist es nun mit der Muße und dem „Müssen“, schließen sie sich nicht aus. „Müssen“ ist Anstrengung, erinnert an kategorischen Imperativ, an „Bewältigung“ irgendwelcher Probleme, an Namen von Kant bis Ernst Jünger. Wäre hingegen die „Muße“ nicht ein Gewährenlassen, ein Sich-Öffnen, der Gelassenheit verwandt? Bei Platon lesen wir (in den Gesetzen): „Die Götter aber, sich erbarmend über der Menschen zur Arbeit geborenes Geschlecht, haben ihnen zur Erquickung in der Mühsal die wiederkehrenden Götterfeiern gesetzt und ihnen zu Festgenossen die Musen . . . gegeben, auf daß sie . . . wieder Geradheit

empfangen und Richte.“ Und nichts hindert uns, aus dem Griechischen den Psalmvers 45, 11 zu übersetzen: „Habet Muße und erkennet, daß ich Gott bin.“ Von hier aus gesehen bestände zwischen Kunst, Religion und Muße eine so innige Verwandtschaft, daß diese gleichsam zur Voraussetzung jener wäre. Daß andererseits Religion und Kunst wichtige Erziehungsfaktoren auch heute noch sind, braucht nicht betont zu werden. Demnach läge der Schwerpunkt der alten, antiken Schule, die ja, wie wir sahen, Muße heißt, auf der musischen Bildung, während die unsere Aktivisten für den Arbeitsprozeß erzieht? Gewiß kann man es nicht so scharf formulieren, aber etwas Wahres scheint dabei doch klar zu werden. Daß etymologisch „Muße“ und „müssen“ einen gemeinsamen Ausgangspunkt haben, von dem sie sich beide nach verschiedenen Seiten hin entwickelt haben, sollte zu denken geben. Im Deutschen ist Muße ursprünglich der Zustand, bei dem man sich in der Lage befindet, etwas zu tun – ein gewisser Schwebezustand. Bei Schiller lesen wir „leicht könnt es an Muße mir gebrechen, alles persönlich mit ihm abzutun“. Es ist dabei erforderlich, daß man nicht durch etwas anderes abgehalten wird, und diese Vorstellung ist in den Vordergrund getreten – während die Vorstellung von einer Verwendung der freien Zeit zu einem bestimmten Zweck ganz zurücktreten kann. Gewiß steckt in der „Muße“ das Moment der „Unbeschäftigkeit“, aber nicht im Sinne des Dolce far niente, des Nichtstuns, der Faulheit. Wer die Grenze hierzu überschreitet, wäre „müßig“ im heutigen Sprachgebrauch, wobei zu beachten ist, daß Luther „müßig“ noch im Sinne eben dieses Freiseins für einen bestimmten Zweck verstand – und nicht den Müßiggang meinte. Diese Verbindung von Muße und Müssen klingt auch im Griechischen auf. Denn die Alten sprachen vom „Muße wirken“ und nicht etwa vom „Muße haben“. Das heißt, sie unterschieden dieses Wirken nicht nur von der Arbeit, d. h. der Beschaffung des Lebensbedarfs, sondern auch, als in sich selbst sinnvolle Tätigkeit, von der bloßen Erholung, der Rast und dem Spiel. Muße hat also nichts zu tun mit Urlaub, Freizeitgestaltung und Ausübung eines Hobbys, insofern diese Dinge der auf praktischen Nutzen zielenden Arbeitswelt angehören, ja dieser unmittelbar dienen. Muße ist vielmehr verwandt mit der kontemplativen Zuwendung zu den tragenden Grundwirklichkeiten menschlichen Seins, wie sie etwa in religiöser Betrachtung, im Philosophieren, in Dichtung, bildender Kunst, Musik geschieht. Insofern ist Muße wirklich Voraussetzung aller Kultur, sofern man hierunter den Inbegriff jener Lebensgüter versteht, die über die Stillung der nackten Lebensnotdurft hinausgehen.

Täuschen wir uns jedoch nicht: auch der antiken Welt fiel die Muße schwer. So lesen wir in der Nikomachischen Ethik: „Wir sind unmüßig, um Muße zu haben.“ Was wäre aber nun das Wesen dieser „Un-Muße“, die jene „schöpferische Pause“, also die echte Muße, verhindert. Das Wort sagt es selbst aus: Denn das lateinische negotium (gr. A – SCHOLIA), wörtlich eben „Unmuße“, bedeutet gleichzeitig „Geschäftigkeit“. Das werktägliche Tun selber ist so von Unrast gezeichnet, daß die Alten diese nützliche, alltägliche, lebensnotwendige Tätigkeit – diesen ganzen Betrieb (wie wir zuweilen sagen) – grammatikalisch mit einem negativen Namen versahen. Und wer hätte das nicht schon von uns erfahren? Die Fron „des Dienstes gleich gestellter Uhr“, „die knechtlichen Arbeiten“, wie sie früher die Kirche nannte, verhindert nicht nur die Muße, sondern läßt uns nicht zu uns selbst kommen. Umgekehrt, wo Muße sich nicht einstellt, tritt Selbstentfremdung ein. Man könnte also formulieren, daß da Muße nie eintritt, wo man meint, daß man um der Arbeit willen lebt. Wobei hinter dieser Parole sich gleich die andere verbirgt: „Arbeit – und nicht verzweifeln!“ Wo um der Arbeit willen gelebt wird, wo das Robotertum Triumph feiert, tritt das Problem der tödlich langen Weile unweigerlich auf, der man durch Zeitvertreib zu entgehen versucht. Wer Muße hat, besser wer sie wirkt, kennt die Langeweile nicht. Eigentlich müßten wir arbeiten, um Muße zu haben. Es gilt also gerade in unserer technischen Welt, dem arbeitenden Menschen einen Bereich sinnvollen Wirkens zugänglich zu machen, der eben nicht „Arbeit“ ist, und zwar so, daß ihm der Bezirk wahrer Muße erschlossen wird.

Erziehung zur Muße ist nicht möglich, wenn nicht der Mensch innerlich unabhängig gemacht wird sowohl gegen den Ausschließlichkeitsanspruch der Arbeitswelt wie auch gegen die vielfältigen, von der Unterhaltungsindustrie bereitgestellten Möglichkeiten des bloßen Zeittotschlagens. Eine rein äußere Ermöglichung von Muße genügt nicht; sie kann erst dann zur Frucht gedeihen, wenn es dem Menschen von sich aus möglich geworden ist, „Muße zu wirken“. So findet sich in der „Politik“ des Aristoteles der Satz: „Das ist die Hauptfrage, mit welchem Tun man die Muße auszufüllen hat.“ Es geht dabei eben nicht um irgendein

„Freizeitproblem“. Vielmehr ist es notwendig, die bereits antike Erkenntnis zu erneuern, daß nur die religiöse Überzeugung vom göttlich verbürgten Sinn der Welt und des Daseins den Menschen zu innerer Ruhe gelangen läßt; daß die vollkommenste, freilich jenseitige Gestalt des Lebens nicht in der tätigen Realisierung von Zwecken liegt, sondern in der beseligenden Schau. Hier wird offenbar, daß Muße, Beschaung im Sinne von Kontemplation mit Religion unmittelbar zusammenhängen. Daß Religion Muße als diesseitige Lebensnotwendigkeit zu ermöglichen hat, ist ihren heutigen akademischen Verkündigern allerdings am wenigsten aufgegangen, weil sie sich allzusehr in theologischer Bemühung erschöpfen – was wiederum mehr zur „Arbeit“ zählt!

Auf diesen Zusammenhang weist der aristotelische Satz hin: „So kann der Mensch nicht leben, sofern er Mensch ist, sondern nur, sofern ein Göttliches in ihm wohnt.“ Und in dem Hölderlinschen Fragment „Die Muße“ lesen wir: „... ich steh im friedlichen Felde/Wie ein liebender Ulmbaum da, und wie Reben und Trauben / schlingen sich rund um mich die süßen Spiele des Lebens.“ Demgegenüber lesen wir in den Intimen Tagebüchern von Charles Baudelaire: „Man muß arbeiten, wenn schon nicht aus Geschmack daran, dann aus Verzweiflung. Denn, alles auf eine letzte Wahrheit gebracht: die Arbeit ist weniger langweilig als das Vergnügen.“ Langweilen kann sich aber nur, wer die seelische Kraft zur Muße verloren hat. Durch zwei Faktoren wird die Möglichkeit zur Muße in unserer dürftigen Zeit also eingeengt. Einmal durch die voll durchrationalisierte, technische Leistungsgesellschaft, die nach der Leistungsschule verlangt (unter dem Motto: auch dein dreijähriger Sohn kann schon rechnen lernen!) und den Menschen zu einem ständigen Lernprozeß zwingen will – nicht weil er dessen bedürfe, sondern weil die technischen Wissenschaften und ihr „Fortschritt“ es erfordern. Zum andern durch die Verkümmern der Religion entweder durch ihr Aufgehen in sozialen, mitmenschlichen Funktionen oder durch ihren Ersatz mittels rein wissenschaftlich-theologischer Planspiele. Wie weit letzter Prozeß gediehen ist, merkt man daran, daß die eigentliche Aufgabe der Religion, die Verehrung Gottes, seine Anbetung, sein Lob, kurz der Kult – Ausgangspunkt aller Kultur – heute kaum noch verstanden bzw. nachvollzogen wird. Aber gerade im kultischen Raum (nicht etwa nur im christlichen!), in der zweckfreien Feier, die um ihrer selbst willen geschieht und die die Berührung mit dem uns Umgreifenden-Transzendenten erreicht, wird Raum für die Muße in ihrer reifsten Form geschaffen, wobei die Verbindung zwischen Muße und „Feier“, aber auch zwischen Muße und „Spiel“ offensichtlich wird. Deswegen scheint das Wort „Feierabend“ dem tiefsten Sinn der Muße nachzuspüren. Feierabend meint nicht eigentlich Arbeitspause, denn bei ihr soll ja der Mensch wieder aufgeladen werden zum neuen Tagewerk (etwa im Sinne Carlyle's: „Arbeiten heißt beten!“). Die Arbeitspause ist um der Produktion willen da, der Feierabend um des Menschen willen, damit er in solch einem Feiern wieder in Übereinstimmung kommt mit sich selbst „unter Bejahung des Sinngrundes der Welt“. Einen Feiertag der Arbeit zu begehen ist von diesem Standpunkt aus gesehen sinnlos. Denn – und darauf hat Josef Pieper hingewiesen, dessen Werken sich dieser Aufsatz zutiefst verpflichtet weiß, „die Muße hat ihre Rechtfertigung nicht darin, daß der Funktionär möglichst störungsfrei und ‚ohne Ausfälle‘ funktioniere, sondern darin, daß der Funktionär Mensch bleibe – was besagen will, daß er nicht aufgehen in dem Ausschnitt-Milieu der eingegrenzten Arbeitsfunktion, sondern daß er fähig bleibe, die Welt als Ganzes in den Blick zu bekommen und hierin sich selber zu verwirklichen als ein auf das Ganze des Seins angelegtes Wesen“. Das In-sich-selbst-zur-Ruhe-kommen ist dabei ein wesentlicher Teil der Muße. Die tiefe Verbindung von Muße – Kult – Feier und Spiel ist uns seit der Antike bekannt. Man kann hier kein Bindeglied aus der Begriffskette ausbrechen, ohne das Ganze zum Einsturz zu bringen. So ist eine Berufung der Muße auf ein humanum allein nicht möglich. Denn wir haben vergessen, daß etwa die „Schule Platons ein echter Kultverband gewesen ist, in welchem es zum Beispiel die kultische Funktion des Opferbereiters gegeben hat“. Gerade weil die Liturgie heiliges Spiel vor Gott ist und Muße ebenso braucht wie schafft, ist sie von den ruhelosen Puritanern, den Zweckverhafteten unter uns stets bekämpft worden. Biblisches Beispiel die erbitterte Auseinandersetzung zwischen der Michal und dem vor der Bundeslade tanzenden David (2. Sam. 6, 12–23), wobei es lapidar abschließend heißt: „Und Michal blieb unfruchtbar ihr Leben lang.“ Vom Tänzer hat aber einmal einer der größten Kirchenväter gesagt, er sei ein „cheiro sophos“, also einer, der mit den Händen weise ist. Hier deutet sich auch die Verbindung an, die zwischen Muße haben und Weisheit besteht, und von dieser Weisheit wiederum heißt es in den Sprüchen

Salomos (8, 30 f.): „Da war ich als Liebling ihm zur Seite und war voller Entzücken Tag für Tag, indem ich vor seinen Augen allezeit spielte, indem ich auf seiner weiten Erdenwelt mein Spiel trieb und mein Entzücken an den Menschenkindern hatte.“

Dazu noch ein Beispiel, über das Hartmut Sierig in seinem nachgelassenen Predigtband „Don Quixote und der Menschensohn“ (Hamburg 1970) anschaulich berichtet: „In der Kathedrale von Auxerre, im mittelalterlichen Frankreich, wurde folgendes Spiel gespielt: Am Osternachmittag tanzten die Kleriker mit dem Bischof ein Ballspiel. Im hohen Chor war in feinen Mosaiken ausgelegt ein Labyrinth, und darunter standen die weisen Worte: ‚Wenn du hineinkommst, ist's weit, aber wenn du herauswilst, ist es eng. Das Labyrinth der Welt.‘ Auf diesem Labyrinth tanzten nun Bischof und Kleriker vor allem Volk eine Art Schachbrett-Tanz und werfen sich die Bälle zu, also die ‚Welten‘, denn ‚sphairi‘ heißt der Ball. Auf der Welt, die wie ein Labyrinth erscheint, tanzt die Kirche: Der Tanz der Seligen, der Sieg über die Welt.“ Säkularisiert mit einer Spitze gegen Kants Pflichtenrigorismus, aber klassisch gebildet, wird im 18. Jahrhundert Schiller noch betonen können, daß der Mensch nur da ganz Mensch ist, wo er spielt – heute aber fühlen sich die Dichter nicht mehr als Musensöhne in der tiefsten Bedeutung, wie es noch Hölderlin verkörperte, sondern als „Arbeiter der Stirn“ und treten folgerichtig einer Gewerkschaft bei. So wird die Erde Zug um Zug zur Unmuße, zur Geschäftigkeit verdammt.

Daß freudige Weltbejahung einzig aus der inneren Übereinstimmung mit Gott kommt, vergaßen wir, denn dazu gehört Muße. Da aber Muße nie erzwungen werden kann, sondern ein Geschenk bleibt (etwa wie die Weisheit – während man sich höchste Wissenschaft erringen kann), ist letztlich Muße mit Gnade verwandt. Und auch die ist dem selbstbewußten Technokraten unserer Tage, bei dem man nicht weiß, ob Herkules oder Sisyphus seine Vorbilder sind, höchst verdächtig. „Muße“, sagt Pieper, den wir hier zusammenfassend zitieren, „ist die Haltung des empfangenden Vernehmens. In ihr ist überdies etwas von der Heiterkeit des Nichtbegreifenkönnens, von der Anerkennung des Geheimnischarakters der Welt.“ – „Etwas von dem Vertrauen auf das Fragmenthafte, das eben das Leben und das Wesen der Geschichte bildet“, merkt dazu Konrad Weiß an. Muße ist nicht die Haltung dessen, der eingreift, sondern dessen, der sich öffnet. (Und wie Mußelosigkeit, also Unrast, und Schlaflosigkeit zusammenhängen, so ist der Mensch in der Muße den Schlafenden verwandt, von denen Heraklit gesagt hat, „auch sie seien Tätige und Mitwirkende im Geschehen der Welt.“) Muße als Zustand der Seele ist ferner das präzise Gegenteil des Richtbildes vom „Arbeiter“, insofern Arbeit als Aktivität, Mühe und soziale Funktion verstanden wird. Muße wäre fernerhin die Haltung feiernder Betrachtung, ähnlich wie es von Gott in Gen 1, 31 heißt, daß er „feierte von dem Werke, das ER gemacht“. Das Fest ist der Ursprung der Muße. Sein Feiercharakter, durch den es zur Muße kommt (wie wichtig wäre es, alles zu tun, um auch bei der Opferfeier das Schweigen, die absolute Stille zu wahren!) – macht es aus, daß Muße auch das Gegenteil von Mühe ist; aber gerade weil sie mühelos zustande kommt, da sie ähnlich der biblischen „Entrückung“ aus dem Zustand der Entspannung und Gelöstheit stammt, ist sie in unserer überanstrengten Welt so „schwer“ zu verwirklichen. Muße meint letztlich den Bereich alles dessen, was, ohne bloß nutzend zu sein, dennoch zu einem ungeschmälert menschlichen Dasein gehört. R. Skonietzki

Literaturnachweis:

- J. Pieper: Glück und Kontemplation, München 1957
J. Pieper: Muße und Kult, München 1962, 5. Auflage
Muße in: Katechetisches Wörterbuch, Herder 1961, S. 557–558
Muße in: H. Halbfas, Handbuch der Jugendseelsorge und Jugendführung

Weiterführende, nicht benutzte Literatur:

- E. Biser: Der Weg der Sammlung, Gut und Leben 33 (1960), S. 444, 454
H. Urs von Balthasar: Verbum Caro (Einsiedeln 1960), S. 135–155

KONTEMPLATION IN DER SCHULE

Tagung vom 2. bis 6. Januar 1971 in Schloß Craheim

Viele der teilnehmenden Lehrer konnten sich unter diesem Thema nicht viel mehr vorstellen als eine ungewohnte Zusammenstellung zweier Begriffe, deren Zusammengehörigkeit im Alltag der Schule man sich kaum konkret denken konnte. Trotzdem war das Bewußtsein stark vorhanden, daß dieser Mangel an Anschauung und Konkretion beim Thema „Kontemplation in der Schule“ gerade auf ein besonderes Problem der modernen Schule verwies, dem Mangel an Konzentration, an Vertiefung, an Zeit, bei einer Sache stehen zu bleiben, nur auf die spärlichen Spuren von musischer und religiöser Atmosphäre angewiesen.

Das „Lebenszentrum für die Einheit der Christen“ in Schloß Craheim, in dem Protestanten, Katholiken und Angehörige evangelischer Freikirchen zusammenleben, war aus verschiedenen Gründen besonders für eine solche Themenstellung geeignet. Auf der einen Seite waren schon seit längerer Zeit Tagungen für Lehrer und Erzieher durchgeführt worden (die letzte unter dem Thema „Die Zukunft der Schule“ hatte gerade auf die Notwendigkeit der Kontemplation hingewiesen), außerdem beschäftigt sich das Lebenszentrum so intensiv mit den Fragen der Kontemplation, daß es gerade ein „Haus der Stille“ aufbaut, in dem abseits vom normalen Tagungsbetrieb Exerzitien und andere meditative Tagungen stattfinden können, die die verschiedenen Erfahrungen der einzelnen Konfessionen aufnehmen.

Das Thema erwies sich als groß und schwierig. So mußte man sich schon am Anfang der Tagung darauf einigen, auf eine genaue Begriffsbestimmung und Abgrenzung der Begriffe „Kontemplation“ und „Meditation“ zu verzichten, weil die Vorstellungen und Erfahrungen der Teilnehmer zu

unterschiedlich waren. Insgesamt hat es sich allerdings bewährt, bei den Fragen der Praxis anzusetzen. Es wurde dann versucht, auf vier verschiedenen Ebenen Kontemplation in der Schule zu reflektieren, nachdem der Tagungsleiter, Siegfried Großmann (Schloß Craheim), in einem Einleitungsreferat die thematische Konzeption entwickelt hatte. Pastor Wilhard Becker (Schloß Craheim) gab eine Einführung in die geistliche Meditation, die schließlich zu Meditationsübungen hinführte. Denn nur der Lehrer, der selbst seinen eigenen kontemplativen Bereich erschließen kann, wird anderen zur Kontemplation verhelfen können.

Im Kern der Tagung standen die Arbeitsgruppen, die den Versucht machten, Erfahrungen und Ideen der Teilnehmer zum Thema zu sammeln und zu verarbeiten. Sie beschäftigten sich zunächst mit Problematik und Notwendigkeit der Kontemplation in der Schule und versuchten dann, in einem „Brain-storming“ (gruppensdynamische Methode der Ideenfindung) aus der schöpferischen Fantasie heraus Möglichkeiten für die Kontemplation in der Schule zu entwickeln. Die Arbeitsergebnisse der Gruppen werden weiter unten noch eingehender beschrieben.

Kontemplation setzt ein entkrampftes Verhältnis des Lehrers zu sich selbst voraus. Deshalb versuchte Siegfried Großmann in einem Kurs über „Schöpferisches Gestalten mit dem Orff-Schulwerk“ die einzelnen Teilnehmer mit ihren eigenen musischen Fähigkeiten vertraut zu machen, die weithin unerkannt schlummern. Dabei kam es zur Entkrampfung, und viele Teilnehmer schöpften neuen Mut, selbst schöpferisch-kontemplativ zu gestalten.

Schließlich beschäftigte sich die Tagung mit einem Schulmodell der neueren Zeit, das wie kaum ein anderes Kontemplation mit dem Schulalltag verbindet, mit der Montessori-Schule. Rosemarie Oster-Hornung, ehemals Leiterin der Montessori-Schule in Frankfurt am Main, referierte über die Selbsttätigkeit als Prinzip der Montessoripädagogik, die vor allem das Ergriffensein des Kindes von Materialien und Formen und den Aufforderungscharakter der unmittelbaren Umgebung des Kindes in der Schule betont. Dieser Aufforderungscharakter funktionierte auch bei den teilnehmenden Lehrern und Erziehern, so daß bald ein lebhaftes Spiel mit dem mitgebrachten Material begann.

Diese ganze Arbeit am Thema war eingebettet in den geistlichen Rhythmus des Hauses, der vor allem im Abendgebet die Möglichkeit zur spontanen, kontemplativen Beteiligung am Gottesdienst, am liturgischen und am freien Gebet und an der geistlichen Reflektion dieses weitgespannten und im eigentlichen Sinne aufregenden Themas gab. Die Tagung machte deutlich, daß man sich durchaus in der relativ kurzen Begegnung von vier Tagen mit diesem Thema sinnvoll beschäftigen kann. Es wurde allerdings auch deutlich, daß dies die längere Beschäftigung damit nicht ersetzen kann. Manche spürten den Streß der vielen Bereiche dieses Themas, der immer neuen Fragen, die nicht alle eine Antwort finden konnten, der Tatsache, daß eine Tagung über Kontemplation unter Zeitnot leiden mußte. Unmittelbare Folge dieser Tatsache war der Beschluß, die nächste Tagung für Lehrer und verwandte Berufe in Schloß Craheim wieder unter das Thema Kontemplation zu stellen, wenn auch von einem etwas anderen Aspekt aus. Außerdem wird im Rolf Kühne Verlag (Schloß Craheim) eine Dokumentation über diese Tagung erscheinen. Bei aller Begrenzung der Möglichkeiten einer solchen Tagung war doch die Bemerkung einer Teilnehmerin tröstlich, die unter Zustimmung des ganzen Kreises ihre Erfahrungen folgendermaßen umriß: „Ich habe hier wieder neue Freude für meinen Beruf gefunden, und ich bin gespannt auf die neuen Erfahrungen, die ich machen werde.“

Anhang I (Ergebnisse der Arbeitsgruppen):

(1) Problematik: Kontemplation muß gegen den Strom der heutigen Tendenzen schwimmen, fester Stundenplan, wenig Voraussetzungen bei Lehrern, ungeeignete Räumlichkeiten, Leistungserwartung von Schule und Elternhaus.

(2) Notwendigkeit: Schule muß versuchen, den zerstörerischen Kräften der hektischen Leistungsgesellschaft entgegenzuwirken. Kontemplation ist für den modernen Menschen eine unabdingbare Notwendigkeit.

(3) Einige Auszüge aus der Ideensammlung „Kontemplation in der Schule“: Einen Raum einrichten, der besonders für Kontemplation und schöpferisches Gestalten geeignet ist (lärmgeschützt, bemalbare Wände, Möglichkeiten zur Umgestaltung des Raumes, vielleicht eine Ecke mit einem ganz einfachen Altar), morgendliche Meditationsstunde (freiwillig oder zum Wochenbeginn oder Wochenschluß), einen kleinen Raum der Stille schaffen, der zu bestimmten Zeiten von den Schülern besucht werden kann (etwa während der Pausen oder vor und nach dem Unterricht, interessierte Lehrer für den Bereich der Kontemplation führen die Aufsicht und helfen bei der Gestaltung solcher Zeiten), Kontemplation im Unterricht (besonders Musik, Orff-Instrumentarium, Zeichnen, Werken, Sport, Deutschunterricht usw.),

Kontemplation als Unterrichtsprinzip (Wecken der Spontaneität, Pausen schaffen, in denen Konzentration auf eine Sache möglich ist, Gruppenarbeit, Spiele, Kurzmeditationen), Kontemplation im Lehrer-Schüler-Verhältnis durch die eigene meditative Sammlung des Lehrers, die auf die Schüler Auswirkungen hat, Kontemplation außerhalb der Schule (Gottesdienste, Möglichkeiten in der Gesamtschule, bei einem Ganztagsunterricht) usw.

Besondere Möglichkeiten im Religionsunterricht, weil man sich hier leichter vom Stoffplan entfernen kann (freiwillige gemeinsame Aktionen außerhalb des Unterrichts).

Anhang II (Hinweise und Adressen):

(1) Lebenszentrum für die Einheit der Christen, 8721 Wetzhausen, Schloß Craheim, Telefon 097 24/7 41

(2) Dokumentation „Kontemplation in der Schule“ beim Rolf Kühne Verlag, 8721 Wetzhausen, Schloß Craheim (kostet etwa 2 bis 3 DM).

(3) Nächste Tagung für Lehrer und verwandte Berufe in Schloß Craheim vom 2. bis 6. Januar 1972 wieder über das Thema Kontemplation.

(4) Alle Zuschriften bitte zu Händen von Siegfried Großmann.
Siegfried Großmann

LEBENSLÄNGLICH LERNEN

In den Thesen und Programmen zum lebenslänglichen Lernen, die ja fast durchweg „sachlich“ begründet werden, d. h. mit dem immer schnelleren Wechsel der Anforderungen, kommt der Mensch fast nur als Produktionsfaktor vor. Es könnte aber doch sein, daß immer mehr Menschen in unserer materiell reichen Gesellschaft es eines Tages gründlich satt haben, der Steigerung des Bruttosozialproduktes und des eigenen Geldeinkommens ihr Leben, ihre Energie und ihre Sehnsucht nach dem erfüllten Augenblick zu widmen oder zu opfern; daß sie Zeit haben wollen, um irgendwo heimisch zu werden, daß sie Platz haben wollen in ihrem Kopf und in ihrer Seele für Erinnerungen, Raum für ein Archiv ihrer eigenen Geschichte, daß sie Zeit und Ermutigung und die Fähigkeit haben wollen, ihr Herz an Dinge und Menschen zu hängen, daß sie lieber traurig und verzweifelt als depressiv sein wollen, daß sie nicht ein Leben leben wollen, von dem sie selbst und andere dann sagen müssen: „Il est arrivé“ – „Oui, mais en quel état“ – „Er ist arriviert“ – „Ja, aber in welchem Zustand.“

(Aus „Radius“ Heft 3, September 1970, S. 45)